

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 6 (1993)
Heft: 4

Artikel: "Screen Peace" oder die Macht des neuen Schreibens : über Schrift, Computer und Kultur
Autor: Oeder, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-119783>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von Werner Oeder

"SCREEN PEACE" ODER DIE MACHT DES NEUEIN ÜBER SCHRIFT, COMPUTER UND KULTUR

Blendungen

Plötzlich bricht Dunkelheit über den Bildschirm herein. Augen, die sich misstrauisch beobachten, gleiten über den Monitor und prallen an den Rändern wie Billardkugeln ab. Reihenweise ziehen geflügelte Toaster vorbei, und Sekunden später blubbern Fischeschwärme zufrieden im flachen 13-Zoll-Aquarium. Diese Fabelwesen entstammen nicht den Delirien virverseuchter Computer, sondern sind schlichte Prävention. «Screen Peace» und «After Dark» heißen die Bildschirmschoner-Programme, die mit putzigen Pausenfüllern verhindern, dass der Kathodenstrahl eine unauslöschliche Feuerschrift in die Fluoreszenzschicht einbrennt. Auch in moderner Textsoftware ist Schonung Programm. Ihre Denk-Ergonomie verschleiert das Menetekel jenes radikalen «Analphabetismus», der die Menschen in zwei Species trennt: in Programmierer und User. Intelligente Interfaces fördern den Mensch-Maschine-Dialog, damit wir nicht die Nerven und das Gesicht verlieren. Mit den sympathischen Lernhilfen ist das PC-Abc keine Schwellenerfahrung mehr, sondern ein Klacks, oder besser: ein Klick. Im Handumdrehen ist die neue Kulturtechnik erlernt und 50 Jahre Kriegsgeschichte vergessen. Denn die Computergeschichte zeigt: Unsere Allzweckrechenmaschine ist ein lukratives Abfallprodukt der Kriegstechnologien. Radar und Mittelstreckenrakete standen an der Wiege von Transistor und Mikroprozessor, von «return» und «delete».

Bedienungsfreundliche Computer haben ihren militärischen Befehlston längst abgelegt: Sie sprechen den User mit Vomamen an und geben ihm das Gefühl, einzigartige Adresse ihrer Zuwendung zu sein. Doch nicht Kosenamen, sondern Codewörter gewähren Einlass in Datenreiche: Passwort please. Ein Passwort zu kreieren heisst, sich schnell auf den Begriff zu bringen, leicht erinnerbar und doch fremd genug für alle anderen. Mehr noch: Tag für Tag fällt uns in den Büroparadiesen die adamitische Aufgabe zu, jeglichen Files und Daten seinen Namen zu geben. Diese Passwortspiele haben Tradition, sie sind der Widerschein der kabbalistischen Hoffnung, mit der richtigen Kombination des Gottesnamens mystische Gewalt über die Dinge zu erlangen. An diesen okkulten Hintergrund erinnert Umberto Eco in dem Roman «Das Foucault'sche Pendel», wenn sein Held Casaubon mittels Permutationen der Buchstaben JHVH (Jehova) den Zugang zu den Daten seines Freundes Belbo sucht. «Hast Du das Passwort?» fragt Abulafia der Computer immer wieder, wenig beeindruckt von den eingetippten Wortkombinationen. Erst ein wutentbranntes «Nein» erweckt den Bildschirm zum Leben. Schade, schon aus Datenschutzgründen wird es nie ein Wörterbuch dieser Identitäts-Chiffren geben, es bleibt alleine die Ahnung des Ursprungs der Computertechnik aus dem Geiste der Kabbala, Ballistik und des Geheimdienstes.

Die Handschrift des Rechners

Unter der Federführung des Computers versöhnen sich alte Kontrahenten: Bild und Schrift, Zahl und Buchstabe. Auch Hand und Auge gehen vor dem Bildschirm neue Koalitionen ein: taktisch und taktil. Schauplatz der neuen Friedfertigkeit ist der Schreibtisch, real oder/und simuliert als grafische Benutzeroberfläche mit ihren Fenstern, Rollmenüs und Funktionssymbolen. Das Schreiben benennt der Jargon mit dem Charme der Bürokratie mit «Textverarbeitung». Sie ist ein Tippen, ein Markieren und Öffnen, ein Einfügen und Ausschneiden und besonders wichtig: ein Löschen und Kopieren. Dabei lassen auf Teppich gebettete Mäuse ihre Muskeln spielen: ein Fingerschnippen öffnet Dateien, der Doppelklick startet Programme, brandmarkt Worte und gibt sie der Auslöschung preis. Die Hand steuert einen immateriellen Zeigefinger, lateinisch «digitus», der aber weit mehr ist als die digitale Wiederkehr des verdrängten Stilo-Phallus auf der Schreibszene. Je nach Aufgabe ändert er seine Gestalt – «form follows function»: Der Pfeil delegiert Funktionen, die Textmarke plaziert den Cursor, im Grafikmodus spielt er Fadenkreuz, Pinsel, Radiergummi, Airbrush-Düse und vieles mehr. Der Cursor, ein unspektakulärer Strich in der Landschaft, vermeldet, wo aus dem Nichts der nächste Buchstabe entspringt. Er streicht träge und oberflächlich die Zeilen entlang, überspringt die Buchstaben, ohne sie zu tangieren. Einmal stillgestanden, heischt er ungeduldig blinkend nach Aufmerksamkeit – ein zwiespältiger Charakter. Die Maus springt mit ihm ziemlich ruppig um, versetzt ihn per Knopfdruck da oder dorthin.

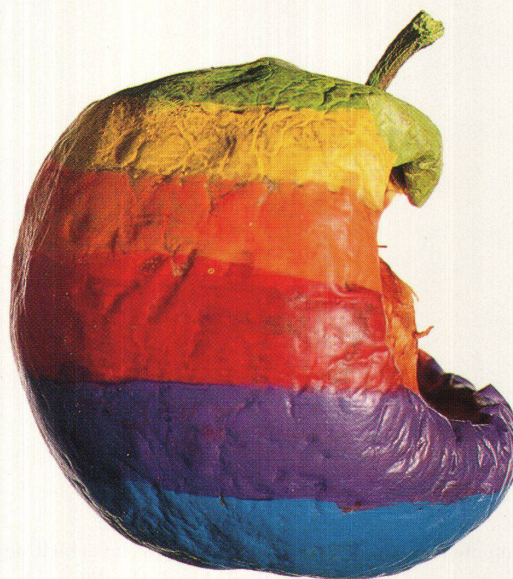
Selbst Maus und Benutzeroberfläche sind Komfortfreaks inzwischen zu abstrakt. Die Dateneingabe soll intuitiv und menschengerecht sein, und da genügen selbst handschmeichelnde Colani-Ahorn-Mäuse nicht. Die ebenso rhetorische wie mythische Werberfrage lautet deshalb: «Was könnte natürlicher sein, als mit einem Stift zu schreiben.» Der Satz ist pure Ideologie in dem Sinne, als er Geschichte, historische Intention, in Natur verwandelt. Er macht vergessen, dass die Kulturtechnik «Schreiben» ein längeres Kapitel aus der Geschichte der Disziplinierung ist. Mit dem «Notepad» oder Notizblock-Computer erreicht die Eskalation der Benutzerfreundlichkeit eine neue Stufe: die elektronische Schiefertafel. Ihre Flüssigkristall-Schreibfläche und der kabellose Stift bilden eine inter-aktive Schreibeinheit. Kaum setzt der Stift zum Schreiben an, fließt elektrische Tinte. Auch wenn der Notepad mit Marmortextur und simuliertem Seitenblättern kokettiert, diese digitale Schreibfläche passt in keines der traditionellen Oberflächen-Konzepte mehr, die Wissen in eingemeisselten, aufgetragenen oder leuchtenden Texturen speichern. Während die Bezeichnungen «Personal Computer», «Desktop Computer» (Schreibtisch), «Laptop» oder «Palmtop» (Handballen) auf den User

CHREIBENS

oder die Gebrauchsform rekurren, bringt der Begriff «Notepad» die Mitteilungsform selbst ins Spiel. Berechtigterweise. Die «Notiz» erfasst exakt den transitorischen und flüchtigen Charakter des Computer-Schreibens. Es ist kein Zufall, dass eine Sonderfunktion das «Post-it»-Zettel-Prinzip imitiert, gewissermaßen als medialer Selbstbezug und Reverenz an einen Datenträger, dessen Siegeszug nur im Zusammenhang mit dem Computerschreiben selbst zu verstehen ist. Die handschriftlichen «Post-it»-Notizen sind Meta-Texte, die andere Schriftstücke kommentieren, ihre Funktion und Lektüre steuern. Und nebenbei tragen die Zettelchen leichtfüßige Spontaneität von Tisch zu Tisch, als schnellhaftende Prothesen der vom Computer coupierten Streicheleinheiten. Was Datenkanäle sorgsam herausfiltern, nämlich Individualität und Persönlichkeit, kehrt in digitalem Gewande als «Einstellbarkeit» und «Handschrift» wieder. Notepad-User können den Schreibstil des Griffels beeinflussen, verschiedene «Timbres» verleihen der elektronischen Unterschrift eine persönliche Note. Aber die Signatur ist nicht nur Ausdruck der Persönlichkeit, sie ist auch Signum des «Rechtsstatus» von Schrift schlechthin. Deshalb ist der wahre Prüfstein gelungener Handschriften-erkennung und -wiedergabe nicht der User, sondern die Justitia. Erst wenn die Dame elektronische Kraksel wie Tintenkleckse behandelt, ist der Deal perfekt. Die Probleme der Handschriften-erkennung markieren die momentane Grenze zwischen Computer und menschlicher Wahrnehmung. Noch widersteht die Mustererkennung der Berechenbarkeit. Neuronale Netze versprechen jedoch Abhilfe durch Lernfähigkeit, was den Menschen aus einem weiteren Residuum vertreiben würde. Alan Turing, Chefdenker der Universalmaschine namens Computer, hat sich dem Wettstreit der Analogien von Anfang an entzogen: Für ihn sind Computer und Mensch nichts weiter als geduldige Schreib-/Lese-/Löschköpfe: «Ein Mensch, ausgestattet mit Papier, Bleistift und Radiergummi sowie strikter Disziplin unterworfen, ist in der Tat eine Universalmaschine.»

Good-bye Gutenberg

Buchstaben tummeln sich heute in einer bisher ungekannten Vielfalt auf den Bildschirmen. Doch der Glanz dieser Lettern ist trügerisch: Ihr Image muss im Arbeitsspeicher und auf dem Monitor fortwährend aufgefrischt werden. Was so massiv vom Blackout bedroht ist, verlangt nach schneller Rettung («save» = speichern) auf Magnetscheiben oder Speicherchips. Deren Gedächtnis ist beachtlich. Die Veranschaulichung der Speicherkapazität moderner Chips erinnert an die spitzfindigen Argumente mittelalterlich-scholastischer Disputationen: Aber nicht vierztausend Engel, sondern ebenso viele Schreibmaschinenseiten passen auf die Fläche eines Fingernagels (10,7 mm x 18,1 mm). Ironie der Medien-



Logo?

geschichte, dass die ehrwürdige Schreibmaschine für die Massangabe abstrakter Datenmengen herhalten muss, in einer Zeit, welche die Remingtons, Olivettis oder Hermes Babys nur noch als klappernde Erinnerungen an Schriftsteller- und Reporterromantik kennt. Doch Speicherchips schwärmen nicht, sondern schalten, sauschnell sogar: Legasthenie-Probleme der Computer sind allenfalls eine Frage der Kompatibilität. Deshalb sorgen spezielle Programme für eine perfekte Transkription der Lettern auf Screen und Papier. «TrueType» retouchiert Pixel-Pickel weg und modelliert treppennarbige Serifen zu edel geschwungenen Charaktere, die Seitenbeschreibungssprache Postscript bringt Bildschirmflackern ins DIN A4-Format. Die letzte Instanz des Computer-Schreibens ist jedoch der Drucker, allen Versprechungen einer papierlosen Zukunft zum Trotz. Denn mit dem Computer schreiben wir nicht besser und nicht schlechter als früher, sondern nur wie gedruckt. Seit Printer laut kreischende Farbbänder nicht mehr mit 9 oder 24 Nadeln malträtiert, sind sie salonfähig geworden – und kommunikativer. So trifft man sich auf der Warteschleife vor Ort – wie früher am Dorfbrunnen – zu einem arbeitskollegialen Schwätzchen. Am Ende der Gutenberg-Ära wird Druckerkunst zum Printerkult.

Das Diktat der neuen Medien

Bislang sicherte die Kompatibilität von Chef und Sekretärin den Informationsfluss der Firmen. Inbegriff dieser Sinn und Sinnlichkeit stiftenden Kommunikation war das Diktat. Dieses erleidet durch den Computer eine unvorhersehbare und entscheidende Veränderung: es verschwindet. Das Diktat koppelte die Stimme des Chefs mit der weiblichen Hand, seine Rede schrieb sich über ihren Körper in die weisse Papierfläche ein. Dieser Schreibakt rekapitulierte die abendländische Urszene eines Geschlechterkampfes, welche das Weibliche als bloße Materie oder leere Tafel («tabula rasa») definierte, die vom männlichen Prinzip informiert und mit Atem beseelt wird. Doch obwohl eindeutig asymmetrisch, lebte dieses stenographische Verhältnis nicht von Luft und schönen Schnörkeln allein: Die Kunst, das ad hoc-Vorgesetzte in einen gut formulierten und druckfertigen Text zu verwandeln, bedeutete die unange-

tastete Kompetenzdomäne der Sekretärin. Im Diktat erhielt sie Einblick in die Entscheidungs- und Informationsabläufe der Firma. Immer ganz Ohr, war sie Muse, Eingabegerät und Vertraute in einem. Eine erste Veränderung brachte das Diktaphon. Es trennte wie alle Speichermedien die Kommunikation von der Interaktion und koppelte die Sinne mit Maschinen: Die auf Westentaschenformat geschrumpfte Stimme des Chefs drang plötzlich über Kopfhörer ins Ohr; Hellhörigkeit verwandelte sich in instrumentellen Gehorsam. Schliesslich brachte die Elektrifizierung der Sprache mit Telefon, Fax, Computer und E-Mail oder das maschinelle Einlesen von Texten mit Scannern «Her Master's Voice» endgültig zum Schweigen. «Schreiben im Medienzeitalter ist allemal Kurzschluss zwischen Hirnphysiologie und Nachrichtentechnik unter Umgehung von Mensch oder gar Liebe», wie Friedrich Kittler in seinem mediengeschichtlichen Buch «Grammophon, Film, Typewriter» vermerkt. Nicht der Wechsel von Schreibmaschine auf den PC veränderte die Praxis der Sekretärin, sondern das wachsende Bedürfnis des Chefs, selber in die Tasten zu greifen. Die Sekretärin wird nicht wegrationalisiert, sondern umfunktioniert: Mehr euphemistisch als euphorisch steigt sie zur «Abteilungsassistentin» auf, die fertige Manuskripte mit Grafiken verziert. Aufgewertet werden dafür die Verfasser eigener Texte, beispielsweise in dem neue Führungskonzept der Ciba-Geigy; sie dürfen neu auf allen Unternehmensstufen ihre Schriften selber zeichnen. Dieses Autorenförderungskonzept geht, wie Giba-Chef Alex Krauer in einem Interview ausführt, sogar noch weiter: «Es wird bei Ciba keine Titel-Hierarchien mehr geben. Eine neue Regelung bei den Unterschriften erlaubt es unseren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zudem, dass sie die Firma in ihrem Arbeitsbereich gegen aussen verpflichten. Weltwoche: «Bekommen also alle Mitarbeiter die Unterschriftenberechtigung?» Krauer: «Ja.» (...) Weltwoche: «Bedeutet das, dass der Abwart einen Firmenwagen anschaffen kann?» Krauer: «Mit einer zweiten Unterschrift: Ja.» Schöne neue Geschäftswelt. Die Taste besiegt das Schwert, der Terminal wird zum Titelterminator, mit dem richtigen Passwort darf sogar der Abwart seine Geländetouren mit einem SE 600 drehen. Was ist geschehen? Mediengeschichte. Diese «Einebnung» der Unternehmenshierarchie ist nur die konsequente Umsetzung der Fenster-Benutzeroberfläche auf Konzernebene. Bei einer Güterproduktion und Wissenspraxis, die zunehmend auf computergestützten Expertensystemen und Datenbanken beruht, die sowieso längst auf so altmodische Funktionen wie «Autorschaft» verzichten, sorgt unternehmerischer «Screen Peace» für mehr Effizienz und «Sozialen Frieden».

Es hiesse aber die Macht des neuen Schreibens zu verkennen, reduzierte man es auf das Individuum und seine Textproduktion, auf das Tippen,

Verschieben, Speichern und Drucken. Das Schreiben am Terminal ist in den Sog von Telekommunikation und Multimedia geraten und hat Teil am globalen Informationsaustausch. Die «Litera» der Schrift verflüssigt sich zusehends zur On-Line-Verbindung, die Bibliotheken entleeren ihre Schätze in den Hyperraum der Daten, den wir lichtschnell durchfliegen, das Buch wird digitaler «Personal Assistent». Modernes Wissen muss mehr leisten, als in Schrift-Archiven die Zeiten und Räume zu überwinden, es soll als Daten-Information überall schnell verfügbar sein. Der Bildschirm erweitert sich durch multimediale Anwendungen von der individuellen Schreibfläche zum globalen Schauplatz: Videosequenzen, Computerbilder, Texte, Tabellen und Grafiken aus aller Welt kämpfen jetzt gleichzeitig um die Aufmerksamkeit des Users. Deshalb sind die Computerspiele der erfolgreichste Trainingsplatz für dieses neue Lesen und Schreiben. Der Screen verschafft uns Einblick und Ausblick in eine neue Informationsumwelt. Wer ihn abstellt, ist buchstäblich weg vom Fenster. Wer bei solchen Aussichten schwarz sieht, zieht den Vorhang und erkennt: die fliegenden Toaster von «After Dark».

Anregungen für diesen Text verdanke ich:

- Symposion «Die Grenzen der Schriftlichkeit» der Veranstaltungsreihe «Interventionen» der Schule und Museum für Gestaltung Zürich, 25./26. September 1992.
- Friedrich Kittler, Grammophon, Film, Typewriter, Berlin 1986.
- Alan Turing, Intelligence Service; Schriften, Hrsg. v. Bernhard Dotzler/Friedrich Kittler, Berlin 1987.
- Norbert Bolz, Theorie der neuen Medien, München 1990.
- Jon Andrea Florin, Arbeitsorganisation und Akzeptanz. Zur Einführung von Personalcomputer in Sekretariaten, Lizenzratsarbeit, Basel 1990.
- «Einer, der selbst im Ereignis etwas Gutes finden kann», Interview mit Alex Krauer von P. Heumann, S. Barmettler, in: Die Weltwoche, Nr. 37, 10. September 1992, S. 21.